



Illustrierte Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Mr. 2.

22. Jahrgang.

1920.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Bei Frau Holle.

Märchen von Benno Gniewski.

„u! — ist das kalt!“ sprach Martha zum Fritz.
„Mich friert's auch schon an den Füßen.“
„So komm nach Haus! Wir wollen dort
am Fenster wieder schön spielen, komm!“

„Hast du schon alles eingekauft?“

„Ja, Martha!“

„So komm!“

Schnell stampften nun die Kinder der Elternwohnung zu, um sich am Ofen wieder zu erwärmen. Die Mutter packte sie besorgt aus Mantel, Haube und Tüchern heraus, steckte ihre Füße in warme Puttschen, gab ihnen warme Milch zu trinken, und bald tauten ihre Mäuler auf.

Schon saßen sie am Fenster und spielten „Kaufmann“, dann mit der Puppe „Vater, Mutter und Kind“, und zum Schluß kamen „die Soldaten“ dran.

Auf einmal hatten sie alles vergessen. Sie schauten durch das Fenster den sich tummelnden Schneeflocken zu. Ganz weiß sah es draußen aus. Von den Dachrinnen hingen große Eiszapfen.

„Ach wie schön ist das!“ — rief Martha. „Ich möchte auch einmal auf so einer Flocke weit, weit fliegen, direkt zur Frau Holle! Die muß aber doch schrecklich alt sein.“

Da schwirrte etwas Dunkles vor ihren Augen und setzte sich aufs Fensterbrett, und sie sahen auf einen Sperling. Sie hörten, wie er klagend piepte:

„Nun muß ich bald sterben. Seit gestern habe ich nichts mehr zu essen gefunden, und ich bin schon so schwach, ach, so schwach! Jetzt gerade brauchen wir viel Futter, um uns vor Krankheiten zu schützen; aber wir finden nichts! Piep, piep, hier bin ich, hier!“ So rief er seinem vorbeifliegenden Weibchen zu. Und da saß es neben ihm. Sie piepte gleich:

„Ach, ach, ich bin schon so schwach. Hast du auch nichts gefunden?“

„Nichts!“ — antwortete er traurig.

Das ging Fritz und Martha so zu Herzen, daß sie von den Stühlen sprangen und zur Mutter eilten.

„O Mütterchen, gib uns etwas Brot, Kartoffeln oder Fleischreste! Wir wollen alles den Sperlingen geben; sie haben nichts und klagen vor dem Fenster so. Gib uns etwas!“

So baten sie. Und die Mutter gab ihnen gern etwas vom Tisch. Sie wußte ja, wie es wehe tut, wenn nichts zu essen da ist. Sie hatte es ja früher, als ihr Mann monatelang krank dagelegen, auch erlebt. Heute aber lebten sie gesund und in Glück.

„So ein paar Kartoffeln, Brot oder Fleischreste gibt man gern. Wir werden auch noch leben! Wir können uns das Brot verdienen, aber die armen Vögel nicht!“ So dachte sie.

Fritzchen und Martha aber hatten schon das Fenster geöffnet und siehe — die Vögelin flogen nicht fort; sie waren schon zu matt. Martha legte den Schnee vom Fensterbrett und Fritz streute das Futter. Gleich hüpfen sie heran und pickten es schnell auf.

„Pik, pik, pik! Siehst du, Weibchen, es gibt noch gute Menschen. Pik, pik, pik! Aber alle sind nicht so. Und schau doch, Kinder sind's, die uns das aaben! Kinder! Schau doch, wie sie sich freuen, wie ihre Augen glänzen! Das müssen gute Kinder sein!“

Der Sperling hüpfte ganz an die Kinder heran und guckte sie mit seinen winzigen Auglein treuherzig an. Er sprach:

„Der liebe Gott wird euch einst belohnen! Aber, wenn ihr Euch hier schon etwas wünschet, so sagt es nur. Ich seh' zwar wie ein Sperling aus, bin aber ein mächtiger König und Zauberer. Ich wollte nur einmal sehen, ob die Menschen auch an die Tiere denken. Seht, jetzt kommen noch viele Vögel: zwei Kohlmeisen, drei Finken, zwei Goldammer, ein Rotkehlchen, ein Zaunkönig und eine Blaumeise. Alle wissen nun, daß ihr ihnen Futter gebt. Da, wie sie hungrig sind! Schwirrrr! — alle sind nun wieder fort. — Sagt nun, was ihr euch wünscht!“

Erstaunt hatten Fritz und Martha zugehört und zugehört, und richtig, nun hatten die Sperlinge auf den Köpfen Krönelein.

„Sie muß die Königin sein!“ — so dachte Fritz.

Der König erriet es und sagte:

„Ja, sie ist meine Königin. Nun spricht, was ihr euch wünschet!“

„O“ — sagte Martha, „ich möchte so gern einmal Frau Holle sehen, und Fritz auch!“

„Es sei denn!“ — sprach geheimnisvoll der König. Und plötzlich saßen Martha und Fritz auf den Vögeln, die immer größer wurden und hoch, hoch in die Lüfte flogen. Es schien den Kindern, als wenn es zum lieben Gott ginge; denn schon hörten sie die Engel singen.

Da langten sie auf einer großen Wolke an. Ganz in Schnee stand dort ein Häuschen, und sie sahen, wie aus dem Fenster immer und immer Flocken heraushüpften und zur Erde flogen. Als sie auf den Füßen standen, flogen die Vögel an die Tür und riefen: „Kommet, folget uns!“ Und schon waren die Vögel wieder klein.

Die Tür öffnete sich und sie blühten in einen großen Eispalast. Wie Diamanten funkelten die Eiszapfen im Sonnenschein, der lustig durch das Fenster grüßte.

„Kommt!“ — ermunterte der Sperling-König.

Also traten sie ein. Nun schauten sie auf eine alte, alte Frau, die im weißen Kleide vor dem Fenster saß und die Kinder gütig anblühte. Da flogen die Vögel ihr auf

die Schultern und erzählten der Frau Holle (denn sie war es), daß die Kinder sie gern sehen wollten, und wie gut die Kinder seien.

„So tretet näher!“ sprach Frau Holle freundlich. „Ich habe die Kinder besonders lieb. Ich freue mich immer, wenn sie sich dort unten auf der Erde im Schnee so tummeln. Bleibt immer so brav, wie jetzt, auch wenn ihr einmal erwachsen sein werdet. Nicht wahr, ihr wollt im Winter immer für die Vögel sorgen?“

Die Kinder nickten. Es war ihnen so wohl in den Herzen.

„Wollt ihr sonst nichts?“

„Nein!“ — antwortete Martha. „Ich habe in den Büchern von dir so viel Schönes gelesen, und da wollte ich dich einmal gern sehen und Friz auch.“

„Bleibet weiter so bescheiden!“

Während Frau Holle mit ihnen gesprochen hatte, rubten ihre Hände im Schoß. Friz sah durch das Fenster, daß es nicht schneite. Nun aber schüttelte Frau Holle tüchtig die Federn aus den großen Betten und siehe — der Erde flogen Flocken zu und der Schnee wuchs zu hohen Bergen. Frau Holle sprach:

„Jetzt werdet ihr euch ein jedes auf eine Feder setzen und ihr fliegt direkt nach Haus.“

Richtig, schon sausten sie zur Erde, immer tiefer. Die Sperlinge flogen mit, aber bald waren sie verschwunden. Friz und Martha aber standen auf dem Fensterbrett ihrer elterlichen Wohnung.

„O, wie schön war das!“ riefen sie. „O, wie schön!“ Und fröhlich eilten sie zur Mutter.



Der Igel und der Hamster.

Der Jugend erzählt von R. Sylvestor.

In der Erntezeit war es, als eines Tages der Igel zufällig dem Hamster begegnete. Sonst wick der Hamster dem armen Mausejäger immer aus, diesmal aber sprach er ihn freundlich als Nachbar an und frug, wie es ihm gehe. „Nicht sonderlich gut“, gab ihm der Igel Bescheid, „wie ihr wohl selbst schon bemerkt habt, ist ein schlechtes Mausejahr, und da hat man mitunter seine liebe Not, so daß man in der Kost nicht sehr wählerisch sein darf. Zum Glück bin ich von Hause aus nicht verwöhnt, und wenn es keine Mäuse gibt, muß man sich eben mit Schnecken, Käfern und dergleichen Ungeziefer begnügen.“ Als der Hamster dem Igel so jammern hörte, fühlte er sich wirklich als reicher Mann, und stolz klangen seine Worte der Erwiderung: „Ja, ja, Nachbar, die Mäznebel haben die nichtsnutzen Mäuse arg mitgenommen, da mögt ihr freilich übel daran sein. Vor solchem Unglück bin ich bewahrt — da, seht her“ — und damit deutete er auf seine gefüllten Badentaschen — „da bring ich mir wieder etwas vom Spaziergange mit, meine Brotkammer ist immer gefüllt. Wenn es euch recht ist, Nachbar Igel, so kommt einmal mit in meine Wohnung, da könnt ihr sehen, was für einen Vorrat von köstlichem Weizen ich besitze.“ Der Igel kannte ja den Prahlhans, aber unhöflich wollte er auch nicht sein, und so folgte er der Einladung und ging mit dem Hamster nach dessen Wohnung, inmitten des nächsten Getreidefeldes. „Achtung!“ ermahnte der Hamster, als man beim Eingange anlangte, „meine Einfahrt ist etwas steil, aber wenn man's eilig hat, ich meine, wenn man verfolgt wird, ist sie am besten so. Da geht es bloß: hoppla! und unten bin ich, während oben der schlaue Fuchs, der Hund oder gar der böse Mensch ein langes Gesicht macht.“ Damit sprang er in das senkrechte Loch und der Igel folgte ihm. Dann führte der Hamster seinen Gast durch verschiedene Gänge und zuletzt in einen großen Raum. „Da seht, Nachbar“, sagte er stolz, „bin ich nicht ein reicher Mann?“ Und dabei wies er auf einen Haufen goldgelben Weizen, nach des Igels Schätzung mindestens zwei gute Meßen! Mit Staunen sah der arme Mausejäger auf diesen Reichtum,

und darob freute sich der Hamster. „Ja, ja“, hub er wieder an, „mit können die Mäzennebel nicht schaden — freilich, ehe solch ein Häufchen beisammen ist, kostet es viel Arbeit, aber dann braucht man auch nicht Not zu leiden.“

Solch prahlerische Rede verdross den ehrlichen Igel. Zwar hatte er schon des öfteren gehört, daß der Hamster sich große Getreidevorräte eintrage, aber daß dieser so unbescheiden sein könne, das hätte er nimmer geglaubt. Zu solcher Unehrlichkeit durfte er nicht schweigen, und so sprach er denn frei und offen: „Ja, mein lieber Nachbar, dieser Reichtum wäre ja recht gut und schön, wenn ihr ihn ehrlich erworben hättet, aber das Getreide gehört doch von Rechts wegen dem Landmann! — Zudem könnt ihr ja soviel gar nicht aufbrauchen — aus grenzenloser Habgucht, wie ein Geizhals habt ihr diesen Reichtum zusammengepölpelt! Das nenne ich großes Unrecht. Habt ihr denn kein Gewissen?“ Der Hamster aber lachte nur spöttisch zu dieser Strafpredigt des Igels, und das ärgerte diesen noch mehr. „O, lacht nur immerzu“, sagte er allen Ernstes, „ich beneide euch nicht um euren Reichtum; trotz meiner Armut und Not möchte ich nicht mit euch tauschen, denn besser arm und ehrlich als reich und ungerecht. Ihr seid wirklich der größte Spitzbube, den ich kenne weit und breit!“ rief er in gerechtem Zorn und verließ eiligst durch den nächsten Ausgang die Wohnung des Hamsters. Seit jener Stunde sind Igel und Hamster einander feind und werden es wohl für alle Zeiten bleiben.



Die Türken und ihre Tierliebe.

Von Johanna Weißkirch.

Es sind mehr denn zwanzig Jahre darüber hingegangen, seit ich an der Seite meines Mannes, der von Frankfurt a. M. aus an den Bau der Anatolischen Eisenbahnen nach Konstantinopel veretzt wurde, nach der Türkei reiste. Damals hielt man's in der lieben deutschen Heimat noch für ein nicht gefahrloses Unterfangen, und man konnte nicht begreifen, daß wir unsere Haut dort wollten zu Markte tragen. Wir ließen uns aber nicht irre machen und reisten in dem Gedanken auf unser fernes Ziel ab, daß wir gleich so vielen Landsleuten wohl auch in der Türkei würden leben können. Freilich: im tiefsten Inneren trugen wir, ein jeder für sich, unsere Bedenken, die wir aber einander sorgfältig verheimlichten. Ein Gedanke peinigte mich ganz besonders. Der knüpfte sich an die türkischen Straßenhunde, von deren Martyrium ich schon so viel gelesen hatte. Wenn das wahr wäre! Mir, der großen Tierfreundin, banate schon eine Weile vor der Abreise davor, daß die Berichte in Zeitungen und Zeitschriften von der Wirklichkeit am Ende noch möchten übertroffen werden. Dann wären die Türken aber sehr rohe Menschen! Dann hätte man alles dessen, das man uns prophezeigte, ja gewärtig zu sein! Mir fiel die elende Behandlung der Esel und Maulesel in Italien ein, die wohl noch Lieblosungen gegen die der Tiere in der Türkei bedeuteten.

Mein erster Gedanke und Blick, als wir an einem Tage ausgangs August in Konstantinopel landeten, galt denn auch der stummen Kreatur. Zu allererst den Hunden! Ich sah ihrer mehr, als ich erwartet hatte, um den Bahnhof herumliegen. Sogar im Bereich des Stationsgebäudes hatten es sich einige Hundefamilien in möglichst geschützten Winkeln bequem gemacht. Das ließ schon auf eine weitgehende Duldsamkeit der türkischen Eisenbahn-Verwaltung schließen. Auch fand ich die Tiere bei weitem besser aussehend, als ich erwartet hatte. Ich sah mir dann die Pferde an. Zunächst die vor die in großer Zahl vorhandenen Droschken gespannten. Auch da sah ich durchschnittlich gutgepflegtes Pferdmaterial, so daß ich wahrhaft befreit aufatmete. Es fiel mir gleich auf, daß die Tiere geschmückt waren und fast alle blaue Glasflüßperlen in langen Ketten um die Hälse trugen. Unser Arabaschi (Kutscher), den ich nach der Bedeutung dieses Perlenschmuckes befragte, erklärte mir, daß die Türken damit alles, was ihnen lieb und wert sei, vor der unglückbringenden Einwirkung des bösen Blickes zu beschützen pflegten. Ich meine übrigens, nie in meinem Leben besser und schneller gefahren zu sein als in dem mit zwei flinken Arabern bespannten Wagen, der uns am Tage unserer Ankunft in der neuen Heimat vom Bahnhof in Stambul hinauf nach Pera brachte. Ich habe aber in der Tat während meines langjährigen Aufenthaltes in der Türkei, sowohl in Konstantinopel als auch in Kleinasien, unzählig viele Fahrten mit guten Wagen und noch besseren Pferden gemacht und die enorme Leistungsfähigkeit dieser Tiere unter den Händen verständiger Lenker zu bewundern oft Gelegenheit gehabt.

Dem Türken ist das Tier im allgemeinen heilig und genießt deshalb seinen Schutz. Jedenfalls wird es nicht von ihm mißhandelt, und wenn von den die Türkei bewohnenden zahlreichen Nationen und Stämmen eine oder einer die Worte befolgt: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes“, so ist es in erster Linie das osmanische Volk, das es tut. Ich will hier keineswegs dem ehemaligen Vorhandensein der mehr als zahlreichen Straßenhunde das Wort reden, obgleich sie für mich ein Charakteristikum der von mir so sehr geliebten alten Stadt bildeten, von dem ich mich niemals belästigt gefühlt habe. Ich will auch nicht bestreiten, daß der Tierschutz, den regelrecht zu pflegen in einer Stadt wie Konstantinopel man auf vielerlei Schwierigkeiten stoßen muß, früher noch sehr im argen lag. Da regierten Sultan Abdul-Hamid und seine Günstlinge noch, und damit ist, wenn nicht alles, so doch viel gesagt. Die Straßenhunde hat man beseitigt. Aber die Art, wie man das bewerkstelligt hat, ist viel geredet und geschrieben worden. Es entzieht sich meiner Beurteilung, was davon wahr oder nicht wahr ist, denn ich war zu der Zeit nicht in Konstantinopel anwesend. Wie immer sich die Sache aber auch verhalten mag — die Entfernung so vieler Tiere auf einmal mußte unter allen Umständen Aufsehen und Argernis erregen. Man hätte da wohl andere Mittel ergreifen können.

In der Türkei blüht auch der Tierschutz empor. Ich habe niemals einen Türken (ich meine damit den Osmanen, der immer ein Mohammedaner ist) ein Tier mißhandeln sehen, und habe doch Jahre hindurch mitten unter ihnen gelebt. Es liegt dies nicht nur in der religiösen Ansäuerung, sondern noch mehr in der durchaus vornehmen Natur des Türken begründet, die es ihm als ganz selbstverständlich erscheinen läßt, an keinem schutz- und wehrlosen Geschöpf Willkür zu üben. Er wird auch niemals ein Tier darben lassen, wenigstens nicht ohne dringende Not. An der Hand vieler Beispiele kann ich es auch beweisen, daß sich der Türke nie auf Kosten eines Tieres, welches es auch immer sei, bereichern würde. Wohlverstanden: eines echten Türken und nicht eines sogenannten Badschischtürken, wie es deren zu Abdul-Hamids Zeiten unzählige in Konstantinopel und sonst im Lande gab, die auch heute nicht alle verschwunden sein werden. Es waren das diejenigen, die von den Europäern die Kaster, nicht aber ihre Vorzüge angenommen hatten oder noch haben.

Man konnte früher unter den türkischen Straßenhunden nicht selten in bestialischer Weise mißhandelte Tiere sehen, von denen man ohne weiteres überzeugt sein konnte, daß sie von Christen Händen so zugerichtet worden seien. Namentlich taten sich in solchen Schaulustigkeiten die anderen Völkerschaften hervor. Aber auch serbische und armenische Händler Bagalischis (Krämer) scheuten sich nicht, einen ihnen unbequemen Straßenhund mit kochendem Wasser zu übergießen, um ihn von ihren Häusern zu scheuchen, oder ihm mit dem Messer in die Augen zu stechen. Wie manches Mal haben mir die Schmerzensschreie solcher armen, wie wahnsinnig durch die Straßen rasenden Tiere Tränen des Jammers und Zornes erpreßt. Eine Anzeige hatte in den seltensten Fällen Erfolg, denn die Lügenhaftigkeit der meisten Balkanvölker steht auf einer Stufe mit ihrer Roheit.

Ich habe mich oft vor den abgemagerten, ungepflegten Kühen, Pferden und Eseln der Armenier und Griechen in Kleinasien entsetzt, was mir bei den Haustieren der Türken nie begegnete.



Weidenkätzchen.

Obwohl von zierlicher Anmut, sind die Weidenkätzchen an und für sich unscheinbare Blüten, und inmitten der bunten Pracht des Sommers würden sie wenig Beachtung finden. Aber wenn sie in den ersten warmen Lenztagen an den meist noch kahlen und farblosen Zweigen der Sträucher oder Bäume zum Vorschein kommen, dann greift jung und alt mit Jubel danach. Sie grüßen uns so verheißungsvoll und verkünden uns wie mit Glockengeläut, daß der Frühling seinen Siegeszug wieder begonnen hat, [die Erde sich langsam den Banden des Frostes enttrug und uns Licht, Wärme und Farbe wieder geschenkt werden sollen.

Viele unserer Weidenarten tragen Blüten vor der Entwicklung der Blätter. Unter der braunen Knospenhülle kommt das Kätzchen hervor, dehnt sich und streckt sich im warmen Sonnenschein und wirft das ihm lästige Gewand ab, gleichsam sein Städtchen, für das es zu groß geworden. In dem Kleide, das es nun trägt, erinnert es in der Tat an ein graubehaartes, weiches Kätzchen, das Lieblingspielzeug der Kinder. Nach einiger Zeit werden wir bemerken, daß die Kätzchen ein ganz verändertes Aussehen erhalten. Denn das, was man so obenhin Blüte nennt, ist eine Ähre mit vielen kleinen Blüten. Aus den Schuppenblättern der Ähre kommen sie hervor und wachsen weit über die Deckhäppchen hinaus. Die Blütchen sind entweder weiblich, d. h. sie haben nur einen Blütenstempel, oder sie sind männlich, dann bestehen sie aus zwei oder mehreren Staubgefäßen. Daher kommt es, daß die Kätzchen derselben Weidenart, z. B. der Silber- oder Bachweide, verschieden aussehen weiblich oder gelblich, je nachdem der Baum weibliche oder männliche Blüten trägt.

Die Weidenkätzchen sind das erste Wirtshaus, das den Bienen im Frühjahr geöffnet wird. Der zarte Duft ist das Schild, das sie anlockt. Da kehren sie ein und holen sich den süßen Honig. Als Entgelt dafür leisten sie dem Baum oder Strauch, wo sie so bewirtet werden, einen großen Dienst. Sie übertragen nämlich den Blütenstaub der Stempelblüten, den sie beim Besuch der Blüte abstreifen und der in ihren Samtkleidern haften bleibt, auf die Sträucher oder Bäume mit weiblichen Blüten. So können die Weiden Früchte und Samen entwickeln und sich fortpflanzen.

Eine blühende Weide soll man daher nicht gedankenlos plündern. Ihre Schätze gehören doch vor allen Dingen ihr selbst, dann den Insekten, die schon früh im Jahre bei der Arbeit sind, um der Natur ihre Dienste zu leisten und Nahrung brauchen, und zuletzt erst kommen wir an die Reihe, die wir die Blüten nur zu unserer Lust und Freude verwenden. Gern aber wird uns die Weide ein paar vorsichtig abgeschnittene Zweiglein dazu hergeben. Ist es doch gewiß ihr Stolz, daß sie uns in ihnen das schenkt, womit wir zum Gedächtnis der heiligen Geschehnisse der Osterwoche Heim und Altar schmücken — die Osterpalmen.

A. Robolsky



Knacknuß.



Einsender, die bis Montag 1 Uhr die richtige Lösung der Knacknuß abliefern, sie muß mit Tinte und schöner Handschrift sauber geschrieben sein, werden in einer der nächsten Nummern ihren Namen lesen.



Langschläferkind.

„Auf, auf, aus dem Bett mit dem Langschläferkind!“
So rufen die Töbchen am Dache,
Es zwitschern die Schwälbchen, es raschelt
der Wind:
„Schlafträschchen, du kleines, erwache!“

Nun ruft gar im Hof unser Gockelhahn:
„Wo ist denn die Eiesel? Ich wette,
Die hat noch zur Stunde den Nachtmittel an
Und liegt noch verschlafen im Bettel!“
Das Käschchen schnurrt's und der Nero bellt's,
Das Schäfchen sagt es dem Schäfer,
Und schließlich wissen sie allerwärts:
Die Eiesel ist ein Siebenschläfer!

Johanna Weisfick.



Der Schneeleopard.

In unserer Vorstellungswelt sind die Begriffe Tropenland und kahlenartiges Raubtier kaum zu trennen. Wir können uns nicht vorstellen, daß die größeren Katzenarten, die Löwen, Panther, Tiger, Leoparden usw. anderswo als in heißen Ländern und unter dem Gluthauch der Äquatorsonne gedeihen könnten. Diese Annahme trifft auch in den meisten Fällen zu, aber es gibt doch auch eine ganze Anzahl von Angehörigen der großen Katzenraubtiere, die Schnee und Frost nicht scheuen. Zu diesen gehört u. a. auch der prächtige Schneeleopard oder Irbis. Der Irbis unterscheidet sich von dem gewöhnlichen Leoparden vornehmlich durch den auffallend dichten, fast wollig zu nennenden Pelz, wodurch er schon auf den ersten Blick als ein Bewohner von Ländern mit kaltem Klima kenntlich ist. Die Grundfarbe des Irbis ist ein weißliches Grau; am Kopf des Tieres stehen zahlreiche kleine, rundliche schwarze Flecke, die sich am Hals zu einfachen Ringflecken umwandeln, während sie auf dem Rumpf zu großen Ringflecken mit einem Mittelfleck werden. Die Heimat dieser eigenartigen und schönen Katzenart ist das mittlere Asien bis nach Sibirien, wo sie höhere Gebirgslagen bevorzugt. Der Schneeleopard fällt Wirbeltiere bis zur Größe von Pferden an, den Menschen geht er aber, so lange es irgend möglich ist, aus dem Wege.

Bäume ohne Blätter.

Daß die Bäume ihre Blätter verlieren, ist eine Erscheinung im Kreislauf des Jahres. Daß es aber auch Bäume gibt, die überhaupt keine Blätter besitzen, ist eine nur wenig bekannte botanische Merkwürdigkeit. Solche blätterlosen Bäume beherrschen das ganze Landschaftsbild im Westen der Insel Madagaskar. Sie gewähren einen höchst merkwürdigen Anblick, da sie nur aus einem dickbauchigen Stamm und einigen gleichfalls eigentümlich aufgeschwollenen Zweigen bestehen. Die Ursache dieser Blattlosigkeit sind die ungewöhnlichen klimatischen Verhältnisse. Die Pflanzen sind wegen der großen Trockenheit darauf angewiesen, die ihnen gelegentlich zukommende Feuchtigkeit aufzuspeichern und möglichst lange festzuhalten. Infolgedessen haben sich Stamm und Zweige als Wasserbehälter entwickelt und auf alle übrigen Organe verzichtet. Man hat festgestellt: sie gehören sämtlich zu der Familie der

Asclepiadaceen und innerhalb dieser wieder zu der Gruppe des Hundswürger oder Schwalbenwurz (Cynanchum), der in Südeuropa heimisch ist.

Die Hand als Ruder — eine Urform der Schifffahrt.

Selbst auf den niedrigsten Stufen der Schifffahrt, auf denen man unbearbeitete Wurzelstrünke und Baumstämme als Fahrzeuge benutzt und der Inasse auf dem Stamm reitet, erfolgt die Fortbewegung doch durch Ruder, mag es auch nur ein Paddeln mit einem für diesen Zweck geeigneten Knüppel sein. Die Fortbewegung ohne Ruder, nur mittels des Armes und der Hand, begegnet nirgends in der Urgeschichte der Schifffahrt. Trotzdem ist dies zweifellos die ursprünglichste Form gewesen, und sie läßt sich auch jetzt noch hier und da beobachten. Wie B. Brandt in den „Naturwissenschaften“ mitteilt, hat er in Sansibar Negers beobachtet, die die Hände wie Ruder gebrauchten, und im Fortbewegen des Bootes auf diese Weise eine große Geschwindigkeit zeigten, die auf lange Übung darin schließen ließ.

Tiere, die rauchen und sich betrinken.

Tabak und Alkohol sind zwei Genüsse, die immer teurer und immer seltener werden, von denen wir uns aber um so schwerer trennen, weil sie allgemein als ein „Vorrecht des Menschen“ gelten. Dies ist jedoch nicht der Fall. Auch die Tiere sind für diese Anregungsmittel sehr empfänglich, wie zahlreiche Beobachtungen beweisen. So erzählt E. Kipling in seinem Buch „Menschen und Tiere in Indien“, daß die großen Katzenarten, besonders die Tiger, mit großem Vergnügen den Tabakrauch einatmen und auf jede Weise streben, diesen Genuß zu erlangen, wenn sie ihn einmal gekostet haben. Daß sich Tiere betrinken, kommt in den Weingegenden nicht gar zu selten vor, wenn einmal ein Pferd oder ein Esel über ein Weinfäß gerät. Einen starken Alkoholiker stellt uns aber der bekannte Tierbildner David Thompson in einem jungen weißen Bären vor, den im Jahre 1785 Matrosen fingen und an ihren Vergnügungen teilnehmen ließen. „Im starken Winer“, erzählt Thompson, „erhielten die Matrosen außer Bier auch noch Grog, und Brun (so hieß der Bär) begleitete die Matrosen stets zur Kantine, wo sie ihre Rationen erhielten. Nach er bekam hier stets eine Kanne mit Grog, die er mit den Vorderpfoten faßte und behaglich ausleckte. Eines Tages aber gab der Kantinenwirt Brun zur Strafe keinen Grog. Der Bär verhielt sich zuerst ganz ruhig, solange man die Rationen austeilte. Als er aber sah, daß er leer ausgehen sollte, stürzte er sich mit einem einzigen Satz in die Grogtonne und steckte hier Kopf und Hals bis auf die Schultern hinein. Sein ganzer Pelz war mit dem süßen Getränk befeuchtet und er leckte nun mit größter Anstrengung das Naß ab und suchte auch mit den Pfoten den Grog seinem Maule zuzuführen.“ Die Trunksucht soll nach der Schilderung Thompsons auch den Tod dieses Bären herbeigeführt haben, denn er legte sich eines Abends, als er eine gehörige Portion Alkohol zu sich genommen hatte, in das Bett eines Matrosen und war aus diesem nicht herauszubringen, so daß der Matrose ihn schließlich in seiner Wut tötete.

Streichholz-Aufgabe.

Aus obigen 13 Hölzchen ist durch Umlegen von 7 Hölzchen der Name eines Laubbaumes zu bilden.

Spruchwort-Rätsel.



Auflösung des Rätsels in Nr. 1.
Vers + Tand = Verstand.

Auflösung des Suchbildes in Nr. 1.
Bild Kopf stellen, dann zwischen Blumenkopf und Gardine.

Auflösung der Knacknuß in Nr. 1.
Man liest erst die Buchstaben auf den liegenden Steinen, sodann die auf den aufrecht stehenden und erhält dann:
„Nichts auf Erden hat Bestand.“

Richtige Lösungen der Knacknuß in Nr. 1 landten ein: Werner Althaus, Willy Baug, Hans Behr, Rudolf Bier, Theodor Bierbrauer, Cyprien Bissinger, Richard Binter, Adolf Boué junior, Karl Brädel, Enoch Czan, Baby Daul, Eiselotte Dierke und Margarete Dierke, Wilhelm Dietrich, Charlotte Dönges, Fritz Doederlein-Janowsky, Erich Düring, Emmanuël Chevalier Dumoulin, Heinz Eickert, Oskar Eichhorn, Kurt Elbert, Edith Eschony, Eiselotte und Edith Faust, Margot Fehr, Ottilie Füllbach, Gustav Franz, Willi Freiden, Gretel Fried, Helene Friedrich, Ferdinand Giebel, Willi Gros, Die Große, Helene Gutheil-Klug, Sophie Hahn, Kurt Hansen, Leonie Heister, Else Hege, Ida Heuwels, Gertha Hing, Emil Hofmann, Martha Hofmann, Hermann Kamenevsky, Eusebius Kappler, Sophie Karlebach, Oskar Keller, Auguste Kehler, Eiselotte Klein, Karl Kramb, K. Kramb, Erich Kunz, Erich Kühn, Richard Kühn, Marijken Langguth, Erna und Richard Levy, Ida und Anna Mayer, Banni Meletta, Karl Meyer, Ruth Meyer, Anna Michel, Hans Raschold, Willi Raumann, Erni und Walter Paeck, Rudolf Paeck, Julius Pfisch, Heinrich Preuß, Anneliese Raabe, Karl Rader, Georg Raib, Ella Reiber, Eina Reibel, Frieda Reinhard, Friedrich Reuß und Maria Reuß, Erna Reuter, Walter Rosenau, Ottilie Ruff, Paula Schmann, Rudolf Sierens, Theodor Schaefer, Hans Schäfer, Karl Schäfer, Eisel Schefel, Frieda Schenel, Emmi Scher, Heinz Schmalkalden, Georg und Marie Schmidt, Thea Schmidt, Heinrich Schönberger, Erich Schumacher, Ida und Gretel Schumann, Rudolf Schumann, Anni Schwarz, Philipp Spriessbach, Marlen Stempel, Theo Stennoorden, Friedrich Karl Stiel, Fritz Stiel, Friedrich Steinbäuer, Elisabeth Stiller, Wilh. Strauch, Vera, Eva und Lore Tendau, Elise Thies, Anni Thiele, E. Thyr, Ilse und Rudi Unger, Alma Wagner, Joseph Wagner, Erna Weiland, Eisel Weichner, Kurt Wemhauer, Fritz Werner, Karl Werner, Willy Werner, Ludwig Widmann, sämtlich in Wiesbaden, sowie Hans Herwig, Karl Rupp jr., Eisel Ruffert in Bielefeld, Paul Weber in Bielefeld, Augusta Anbel, Karl Heß, Josef Gieseler jun. in Erbenheim, Wilhelmine Mahl in Schlierfeld.